Die Gebärde in der Gehörlosenarbeit

Autor(en): **Ammann, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz**

Band (Jahr): **77 (1983)**

Heft 20

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-924968

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Gebärde in der Gehörlosenarbeit

Als ausgedienter Taubstummenlehrer, der seit 1929 sich immer mit den Problemen der Gehörbehinderten und der Sprachgestörten befasst hat, in allen grossen schweizerischen Vereinigungen (Pro Infirmis, Invalidenversicherung, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Behinderten) immer ihre Interessen vertrat und auf unzähligen Reisen alle Neugründungen und Neuschöpfungen von neuen Methoden an Ort und Stelle studierte und als Gründer des Gehörlosenrates (auf dem Herzberg) immer ihre Mitarbeit und Mitsprache forderte, erlaube ich mir, aus der Erfahrung heraus zu den 10 Thesen Stellung zu nehmen, wobei ich vor allem 2, 3, 5 und 9 in der vorliegenden Form ablehnen muss.
Herr Prof. Dr. Bodenheimer (Zürich, Israel) schrieb 1968 in einem umfassenden Aufsatz in der Zeitschrift «Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie»:
Sprache erst macht uns zum Menschen. Er meinte damit die Sprache der Welt, in der wir leben (die Laut- und Schriftsprache der hörenden Welt).
Das höchste Gut des Menschen ist das Gespräch. Gespräch: Aufnahme – Kundnahme – Teilnahme – Auseinandersetzung – Kundgabe. Unterhaltung = Wechsel von Rede und Gegenrede – Dialog.
Das *Gespräch* der hörenden Welt und der gehörlosen Umwelt erst ermöglicht uns das Denken, das Lernen, die berufliche und soziale Eingliederung und die psychische Gesundheit. Menschen ohne die Gesprächsfähigkeit können psychisch nicht gesund sein. Das Gespräch ist aber nur möglich, wenn ich die Sprache der Welt, in der ich lebe, verstehe und die Umwelt meine Sprache verstehen kann. (Wer versteht aber die Fingersprache?)
Unser grosses Problem ist die *Einordnung einer kleinen Minderheit in eine grosse «andere Gemeinschaft»* (Gehörlose – Hörende). Das ist das grosse Problem und der Auftrag, nach welchen Grundsätzen wir unsere Schule und Erziehung gestalten müssen. *Je besser die Gehörlosen über die Lautsprache aufnehmen, je besser sie über die Lautsprache formulieren und je besser sie sich in der Gesellschaft der Hörenden bewegen können, um so freier und gelöster sind sie.* Gehörlose ohne die Lautsprache (nur Gebärde oder nur Fingersprache) sind und bleiben den Hörenden ein Fragezeichen, ein Rätsel. Es besteht damit die grosse Gefahr, dass sie von den Hörenden (die grosse Mehrheit) nicht richtig beurteilt und auch nicht voll aufgenommen werden. Die Sprache in ihrer vielfältigen Art erfüllt nur dann ihre Aufgabe (Ermöglichung des Gesprächs), wenn sie derjenigen des betreffenden Lebenskreises entspricht.
Prof. Dr. Bodenheimer schreibt: Das Problem ist, nach welchen Grundsätzen die Verständigung der Gehörlosen unter sich und von Gehörlosen mit Hörenden gelehrt wird. Prinzipiell sind zwei Methoden anwendbar:
1. Methoden, welche der sprachlichen Verständigung der Hörenden unter sich angeglichen sind (die Lautsprache!).
2. Methoden, welche der Eigenart des Gehörlosen, seinen Bedürfnissen und seinen Fähigkeiten entnommen werden (Gebärdensprache, Fingeralphabet).
Zur *Gruppe 1* gehört die hauptsächlich im deutschen Sprachbereich entwickelte und durch die deutschen und schweizerischen Taubstummenpädagogen, namentlich Vatter, Frankfurt, Anfang dieses Jahrhunderts und heute H. Ammann, St. Gallen, zur Perfektion gebrachte Unterweisung im Ablesen der Konversationssprache, im Artikulieren und Phonieren derselben durch den Gehörlosen *(Lautsprache).*
Gruppe 2 umfasst Verfahren, welche die bei vielen Taubstummen besonders gut entwickelte Fähigkeit mimisch-gestischer Äusserungen nutzt *(die Gebärdensprache),* und vor allem neuere Systeme, welche mittels Stellungen der Finger und Hände die einzelnen Buchstaben des Alphabets bezeichnen *(Fingersprache).* Beide Gruppen haben ihre Vor- und Nachteile. *Gruppe 1 ermöglicht eine lautsprachliche Verständigung im Kreise der Hörenden,* entspricht aber nicht dem Wesen der Gehörlosen. *Gruppe 2* ermöglicht dem Gehörlosen eine seinem Wesen entsprechende Verständigungsmöglichkeit, vor allem im Kreise Gleichbehinderter. Aber die Gebärdesatzform entspricht nicht der Lautsprachsatz- oder der Schriftsprachsatzform. Die richtige, formulierte Lautsatzform kann ohne Abänderung in die Schrift umgesetzt werden, die Gebärdensprache nicht.
In den ersten 50 bis 60 Jahren dieses Jahrhunderts war im ganzen deutschen Sprachgebiet die Entwicklung einer möglichst guten Lautsprache bestimmend. In den *ersten 20 Jahren* wurde die absolut reine Lautsprache verlangt, und zwar mit dem absoluten Verbot jeder Gebärde, nach einem wörtlich absolut vorgeschriebenem Lehrbuchaufbau. Darauf folgte ein weiteres Extrem: der absolut freie Erlebnisunterricht, ohne jede Sprachformenübung, ohne jede Mechanisierung und ohne jeden planmässigen Aufbau. Auch in dieser Zeit gab es Schulen, die die Gebärden absolut verboten, während andere die Gebärde als begleitende Hilfe frei entwickeln liessen. An den Tagungen wurden die hier möglichen vielen Varianten gegeneinander ausgespielt, in den Diskussionen jeweils der «andere» vernichtet. *Vatter, Frankfurt,* führte zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Privatschule für Taubstumme. Bei ihm war die Lautentwicklung, die Wortschatzentwicklung und die Entwicklung des Satzbaues in einem «Lesebuch» absolut fest vorgeschrieben. *Die Gebärdensprache war vollständig verboten, und Gebärden wurden körperlich bestraft.* Vatter nahm allerdings nur eine «Auslese» von Schülern auf. Seine Schüler kamen sehr weit. Ich kannte zwei St. Gallerinnen, die nach unserer Schulung noch 2 bis 3 Jahre bei ihm weitergeschult wurden. Beide lasen und verstanden schweren Sprachstoff (Schiller, Goethe). Beide schrieben formell einwandfreie Briefe. Aber wie wurden diese Resultate erreicht? Prof. Dr. Hanselmann, der als junger Lehrer in St. Gallen wirkte, sagte mir einmal: «Ich war bei Vatter auf Besuch. Die Schule war sehr streng. Dort weinte aber jedes Kind jeden Tag mindestens einmal. Die Gebärde war in und ausserhalb der Schule absolut verboten.»
In St. Gallen hat man seit der Gründung bis in die heutige Zeit als Hauptziel der Ausbildung eine möglichst gut tönende, auch für Fremde verstehbare Artikulation und formell einfache, aber richtige Lautsprache (auch schriftlich) verlangt. In der Schule, in der Handarbeit, im Spiel und der Erziehung *musste die Lautsprachform die Grundlage der Gespräche sein.* Es zeigte sich aber immer wieder, dass in Gesprächen bis in die oberen Klassen hinein besondere Tatsachen, besondere Vorkommnisse oder neue wichtige Wörter (z.B. Fragen oder auch Wörter wie nein – nie – immer – gut – falsch usw.) auch von den Lehrkräften oder Erziehern durch besondere Gesten oder Mimikausdrücke unterstützt oder herausgehoben wurden.
Man muss sich aber bewusst sein, dass *die Eltern* den Weg zum tauben *Kleinkind nur über die Gebärde* finden und anbahnen können. Bei den meisten gehörlosen Kindern wird *die Gebärdensprache zur eigentlichen Muttersprache.* Vor der Gründung der Kindergärten hatte man beim Eintritt in die erste Klasse meist völlig stumme Kinder mit mehr oder weniger Gebärden als einfachstes Verständigungsmittel. Es gab Kinder, besonders aus einsamen Bauernfamilien, mit nur ganz wenigen Gebärdeformen. Mit den Kindergärten aber wurde eine möglichst frühe Lautsprachanbahnung angestrebt. Während bei uns im Kindergarten und zum Teil auch in der ersten Klasse die Gebärde ebenfalls als notwendiges Verständigungsmittel eingesetzt wurde, gab es immer Schulen, die die Gebärde so rasch als möglich verboten, auch wenn keine Lautsprach- oder Schriftbildwörter zur Verfügung standen. Selbstverständlich wurden dort die Gespräche sehr reduziert. Mit der *Frühberatung und -behandlung* wird die Lautsprachanbahnung (vor allem das Absehen, die Aufnahme) bereits vor der Schule angegangen. Für die Lautsprachanbahnung ist es äusserst wichtig, dass die betreffenden Zentren im Gehirn möglichst früh aktiviert werden. Bei der Auswahl der Wörter und ersten einfachen Sätze wird stark darauf gesehen, dass sie aus dem Erlebniskreis des Kindes kommen, so, dass sie möglichst bald in Gesprächen eingesetzt werden können. *Wenn sich eine formell richtige Lautsprache entwickeln soll, ist es absolut notwendig, dass von unten bis in die obersten Klassen nach einem Sprachaufbauplan auf- und ausgebaut, eingeübt und mechanisiert wird.* Als Grundlage können zum Beispiel alle Fragewörter (Was? Wer? Wie? Wo? Wohin? Womit? Wem? Wen? Wieviel? Wann? Warum? Welche? Woraus? Wofür? Womit? Wozu?) dienen. Die betreffenden Satzformen sind vorerst sehr einfach, müssen aber bis zum Abschluss immer mehr differenziert werden, ebenso die Antworten. Es genügt absolut nicht, im sogenannten Erlebnisunterricht die zufällig anfälligen Formen einzeln einzusetzen; notwendig ist vielmehr ein systematischer Ausbau und die Einübung. Nur bei einem steten Ausbau und einer vollen Mechanisierung kann nach und nach auf die ergänzende Gebärdensprache verzichtet werden. Während «unten» (Kiga) die Gebärde das Hauptsprachmittel ist und die Kinder auch in der Gebärdensprache denken und formulieren, muss oben die Lautsprachform *das* Sprachmittel werden. *Die Mechanisierung muss so geübt werden, das auch der Denk- und Überlegungsvorgang in der Lautsprachform vor sich geht* und dann die Formulierung automatisch und unbewusst ablaufen kann.

Fortsetzung folgt

Im Rückspiegel

Ausland

- Der israelische Ministerpräsident Menachem Begin ist offiziell zurückgetreten.
- In Belgien brach ein Generalstreik aus.
- Der ausgebrochene Bürgerkrieg in Libanon stellt uns vor die Frage: Wer kämpft gegen wen? Hoffentlich führt der am 26. Oktober 1982 beschlossene Waffenstillstand zum Frieden.
- Bei einem Verkehrsflugzeugabsturz in Arabien fanden 111 Insassen den Tod.
- In New York ist die Generalversammlung der Vereinten Nationen eröffnet worden, erstmals ohne den russischen Aussenminister Gromyko.
- Im Alter von 82 Jahren ist in Brüssel der ehemalige König Leopold III. gestorben.

Inland

- Am 19. September sind in Bern der National- und Ständerat zu ihrer dreiwöchigen Sitzung zusammengetreten.
- Ab Mitte Januar 1984 wird das Brot 10 Rappen teurer, und ab 1. März 1984 schlagen auch die Rauchwaren auf.